

Knut Elstermann

KLOSTER KINDER

**Deutsche Lebensläufe am Gymnasium
zum Grauen Kloster in Berlin**



berlin edition im
be.bra verlag

Knut Elstermann

KLOSTERKINDER

Deutsche Lebensläufe am Gymnasium
zum Grauen Kloster in Berlin

berlin edition im
be.bra verlag

Für Brunhilde Becker mit Dankbarkeit

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des
Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig
und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen, Verfilmungen und die Einspeicherung und
Verarbeitung auf DVDs, CD-ROMs, CDs, Videos, in weiteren
elektronischen Systemen sowie für Internet-Plattformen.

2., aktualisierte Auflage

© berlin edition im be.bra verlag GmbH

Berlin-Brandenburg, 2012

KulturBrauerei Haus 2

Schönhauser Allee 37, 10435 Berlin

post@bebraverlag.de

Lektorat: Ingrid Kirschey-Feix, Berlin

Umschlag: Ansichtssache, Berlin

Satz: typegerecht berlin

Schrift: Minion 10,5/13,5 pt

Druck und Bindung: FINIDR, Český Tesín

ISBN 978-3-8148-0183-4

www.bebraverlag.de

Inhalt

Der verlorene Ort	7
Gute Geister	57
Ruhm und Ruin	126
Das Leben nach dem Tod	192
Vertreibung aus dem Kloster	245
Nachwort	303
Anhang	
Zeittafel	311
Dank	313
Quellen	314
Personenregister	320
Zum Autor	326

Der verlorene Ort

1 Eine Ruine im Zentrum Berlins, sichtbares Zeugnis des Krieges in der alten Mitte, von ausladenden alten Bäumen umgeben. Manchmal stehen hier Spaziergänger, blättern in Reiseführern, lesen die Gedenktafel an der hoch aufragenden und plötzlich abbrechenden Fassade. Sie sehen durch das spitzbogige Portal, in dem Eisengitter verlorene Flügeltüren ersetzen, hinein in den rechts offenen Innenraum bis zum altarlosen Chor. Die der Straße zugewandte schlichte Fassade hat sich erhalten, als wolle sie den wahren Zustand der Zerstörung verbergen.

Tag und Nacht braust der Verkehr hier vorbei, getrennt vom Grauen Kloster nur durch eine Rasenfläche. Immer wenn ich hier vorbeikomme, frage ich Mitfahrer oder Taxichauffeure, ob sie wüssten, was an diesem Ort früher stand. Niemals erhalte ich eine richtige Antwort. Eine Ruine eben, ein mittelalterliches Trümmerstück. Ihm ist nicht anzusehen, was dieses verschwundene Kloster und das in ihm einst beheimatete berühmte Gymnasium, an dem Schinkel und Bismarck lernten, für Berlin bedeuteten.

Ich habe mein Abitur 1979 an einer sozialistischen Bildungseinrichtung abgelegt, die wir Schüler konsequent auch das Graue Kloster nannten. Sie war in einem unauffälligen Gebäude untergebracht, drei U-Bahnstationen von dem echten, zerbombten Konvent entfernt. Unsere Schule mit der ungewöhnlichen, inoffiziellen Bezeichnung war in Ostberlin bestens bekannt. In der DDR bildete sie eine von vielen Prominentenkindern besuchte Besonderheit, so etwas wie ein bürgerlich-humanistisches Gymnasium mit altsprachlicher Ausrichtung, eine Oase im pädagogischen Einheitssystem.

Oft fragte ich mich, was diese 2. Erweiterte Oberschule mit der gleichnamigen Ruine zu tun hatte. Der geheimnisvolle Name verband unser Haus auf nicht geklärte Weise mit der gotischen Kirche. Er verlieh der Schule eine historische Würde und uns ein Gefühl des Stolzes, auch wenn wir nicht ganz genau wussten, worauf eigentlich.

Die Schule begann in der DDR immer am 1. September. Ein historisches Datum. Am 1. September im Jahre 1939 hatten die Faschisten Polen überfallen und den Zweiten Weltkrieg ausgelöst. Den Beginn des schulischen Betriebs nach der Sommerpause auf diesen »Weltfriedenstag« zu legen, verlieh dem Anlass erhebliche Symbolkraft und entthob die Lehrer der Qual längeren Nachdenkens über angemessene Worte. Die Friedensrhetorik ergab sich von selbst.

Ich betrat am Weltfriedenstag, der 1975 auf einen Montag fiel, die 2. Erweiterte Oberschule zum ersten Mal. Wie alle anderen künftigen Mitschüler trug ich das Blauhemd der Freien Deutschen Jugend.

Es gab unzählige Spielarten, diese Uniform der Jugendorganisation zu individualisieren. Sie wurde über Hose und Rock getragen, mit hoch geschlagenem Kragen, unter Westen und Westovern halb verborgen oder locker geöffnet über T-Shirts geworfen. Man könnte den Stand von Eiszeit oder vorsichtiger Liberalisierung in der DDR anhand der Duldung oder Ächtung dieser persönlichen Kleiderordnung in der Schule festmachen und würde ein recht genaues Bild der jeweiligen politischen Situation erhalten.

Die 14- und 15-Jährigen, die sich an diesem sonnigen Septembermorgen auf dem Hof versammelten, waren noch in ihren Grundschulen, den so genannten Polytechnischen, in die Reihen der FDJ aufgenommen worden. Sie schritten in die Erweiterte Oberschule, um dort das Abitur abzulegen. Das übersichtliche Bildungssystem der DDR kannte im Wesentlichen nur diese beiden Schultypen.

Hier bin ich den Menschen zum ersten Mal begegnet, mit denen ich die nächste Zeit verbringen sollte, die so intensiv und prägend sein würde wie kein Lebensabschnitt zuvor und danach. Hier hörte ich Majas fröhliches Lachen, das die Augen hinter der kleinen, runden Brille aufblitzen ließ. Hier spürte ich zum ersten Mal die Lässigkeit von Jan, die ansteckende Wärme von Matti und erblickte die atemberaubende Schönheit von Ina. Nur Mark, dessen skandalöser Rauswurf kurz vor dem Abitur jede Erinnerung an die Schule für immer überschatten sollte, war noch nicht dabei. Er kam erst zwei Jahre später mit den Russisch-Klassen, die lediglich zwei Jahrgänge blieben und von uns, den Altsprachlern etwas herablassend betrachtet wurden. Aber soweit war es noch nicht. Jetzt waren wir die Neuen, erfasst von jener euphorischen Stimmung eines jeden Anfangs.

Das Vorderhaus der Schule war im Krieg zerbombt worden. Nur das weit zurückgesetzte Hintergebäude hatte die Angriffe überstanden und ist seither den Blicken von der Straße ausgesetzt, wofür es nie gedacht war. Als einziger Schmuck der Fassade ziehen sich gelblich abgesetzte Steinstreifen quer durch das schmutzige Backsteinrot: Berliner Schularchitektur der Gründerzeit.

Der Anblick des alten kastenförmigen Baus fesselte mich. Meine Fantasie besetzte ihn sofort: Dies also war das sagenhafte Graue Kloster, und es störte meine Einbildungskraft nicht im Geringsten, dass es weder grau war noch in irgendeiner Weise klösterlich anmutete.

Wir waren aufgefordert worden, draußen zu warten und wundern uns, warum es die Älteren nicht auch taten, sondern zielstrebig ins Gebäude gingen. Etwas verwirrt standen wir unter den Bäumen im Hof. Damals säumten ihn Pappeln, die einst Lothar de Maizière in den 50er Jahren mit seinem Biologie-Lehrer gepflanzt hatte. Aber das wusste ich damals natürlich noch nicht, ebenso wenig wie ich ahnen konnte, dass dieser Kloster-Schüler im Jahre 1990 das Land, für dessen ständige Stärkung und Sicherung wir eifrig lernen sollten, als letzter Ministerpräsident abwickeln würde.

Schließlich holte uns die Klassenleiterin in die Schule. Jeder sah zuerst nach oben. Die eisernen Säulen zogen den Blick empor bis zu den hellen Milchglas-Scheiben des Daches. Wir standen in einem Lichthof, über uns drei Etagen, gesichert durch hellgrau gestrichene Geländer. Ich kenne niemanden, der bei diesem Anblick nicht an ein Gefängnis dachte. Doch trotz dieser treffenden Assoziation liebte ich das Altertümliche und die Übersichtlichkeit dieses Hauses sofort. In das Staunen über den Anblick mischte sich plötzlich aufbrandender Beifall. Die Schüler aller Klassen empfingen uns mit freundlichem Klatschen, verstärkt vom Hall des Innenhofes. Der Rest wird nach den landesweit üblichen Regeln des Schulanfangs abgelaufen sein. Beschwörung des Friedenswillens, Beschreibung der internationalen Lage, die aus Sicht der DDR immer irgendwie bedrohlich erschien, auch wenn gerade Entspannungspolitik angesagt war, die den Gegner aber nicht ruhen ließe in seiner erklärten Absicht, die uns wiederum verpflichtete, nicht nachzulassen bis ... und alle Anstrengungen zu unternehmen, dass ...

Mir fiel auf, dass weder in der Rede des Direktors, noch in den anschließenden Begrüßungen der Lehrer das Graue Kloster erwähnt wurde, in dem wir uns doch aber, nach allem was ich gehört hatte, zweifelsfrei befanden. Beim Warten auf dem Hof hatten wir über den legendären Ruf der Einrichtung gesprochen, für die Pädagogen und Schüler offenbar zwei verschiedene Bezeichnungen hatten. Für uns war es das Graue Kloster, auch wenn das hier nirgends in gotischen Lettern stand, für sie die 2. Erweiterte Oberschule.

2 Der letzte Anstoß, der Schulgeschichte endlich nachzugehen, kam vom einstigen Mitschüler Matti, ohne dass er es beabsichtigt hätte. Er hatte uns alle fast dreißig Jahre nach dem Abitur in seinen Wohnort eingeladen, nach Sebnitz, in die südlich von Dresden gelegene »Stadt der Kunstblumen«. Wahrscheinlich weiß niemand so recht, warum die schön gelegene Kleinstadt in der Sächsischen Schweiz sich den idiotischen Beinamen gab, der auf die alte lokale Handwerkstradition der Herstellung von so etwas Scheußlichem wie Papier- und später Plastikgewächsen verweist. Matti leitet in Sebnitz eine Radiologische Klinik. Er hatte für uns in dem kleinen Hotel »Brückenschenke« Zimmer gebucht.

Ich fand Mattis Idee mutig. Prinzip Klassenfahrt: Keiner kann weg. Doch genau deshalb zögerte ich zuzusagen. Zwei Abende und ein ganzer Tag erschienen mir für ein Klassentreffen dann doch etwas zu viel, lang genug jedenfalls, um quälende Sprachlosigkeit aufkommen zu lassen. Es hatte schon zwei solcher Begegnungen gegeben, eine nur etwa ein Jahr nach dem Abitur und eine weitere etwa fünfzehn Jahre später in einem Berliner Restaurant, aus dem vor allem die Ortsansässigen früh aufgebrochen waren. Diesmal sollte es ohne Rückzugsmöglichkeiten und ohne Zeitdruck ablaufen.

Jan, mein bester Freund in der Schule, holt mich in Berlin von zu Hause ab, mit einem BMW, was mich kurzzeitig irritiert, weil dieser Wagen nicht zu meiner klischeehaften Vorstellung von einem Streetworker passen will, der er doch seit vielen Jahren ist. Seine Kleidung allerdings signalisiert eine Verbindung zum jugendlichen Geschmack, dezent mit künstlichen Gebrauchsspuren, mit Rissen und Flecken versehene helle Jeans und ein T-Shirt.

Wir hatten uns sehr lange nicht mehr gesehen, aber einige Tage vor der Fahrt war etwas Merkwürdiges geschehen. Nach einer Lesung sprachen mich zwei Jungen an, beide etwa vierzehn Jahre alt, und fragten mich nach Jan. Ob ich ihn kennen würde?

»Ja, natürlich. Wir haben uns zwar aus den Augen verloren, aber in der Schule war er konkurrenzlos mein bester Freund.« In diesem Augenblick leuchtete das Gesicht des Kleineren vor Stolz auf, denn der größere zeigte nun auf ihn, im dem frohen Bewusstsein, mich verblüffen zu können: »Das hier ist sein Sohn!«

Ich wusste zwar, dass Jan eine Tochter hatte, die nun schon 20 Jahre alt sein musste, von der Existenz dieses Jungen aber hatte ich nie gehört. Und so blickte ich plötzlich in sein strahlendes Gesicht, das dem des Vaters sehr glich. Bis auf die Brille und das viel hellere Haar sah er genauso aus wie Jan, als ich ihn zum ersten Mal auf dem Schulhof sah.

Ich rief Jan an, erzählte von dem unverhofften Treffen mit dem Sohn, der mir allerdings längst mit seinem Bericht zuvorgekommen war, und fragte, ob er mich, den alten Freund und Nicht-Autofahrer, mitnehmen könne. Jan hatte sich bisher noch nicht entschlossen zu kommen, ließ sich aber schnell überreden.

Im Auto reden wir viel. Die wichtigsten Informationen sind so zwischen uns ausgetauscht, und wir würden uns in Sebnitz in aller Ruhe den anderen zuwenden können. Während wir auf die Stadt zufahren, denke ich daran, wie oft ich mit Jan an den Wochenenden unterwegs war. Mir fallen unsere gemeinsamen, meist chaotischen und gerade deshalb unvergesslich abenteuerlichen Fahrten in den Schulferien nach Polen ein, unserem liebsten Reiseland. Bei mir mischt sich in das Gespräch über Vergangenes eine leise Wehmut über die verpassten Chancen einer irgendwann ausgelaufenen Freundschaft. Aber das sage ich nicht.

Als wir schließlich in Sebnitz ankommen und vor dem Gebäude parken, sind wir vom Reden erschöpft. Vom Balkon grüßen ausgelassen zwei Frauen. Ich schiebe es schnell auf die Entfernung, dass ich sie nicht sofort erkenne. Es sind Ina, die das Klassentreffen mitorganisiert hatte, und Biggi. Beide wohnen inzwischen im Westen. Sie haben die weite Fahrt hierher gemeinsam unternommen und sind schon vor Stunden angekommen.

Wir treffen uns alle am Abend in der Gaststätte des Hotels. Meine Frau hatte mir zu Hause den sadistischen Vorschlag gemacht, ich solle doch etwa drei Wochen vor dem Treffen auf Essen weitgehend verzichten, der Effekt würde sich schnell zeigen und für einen guten Eindruck sorgen. Natürlich habe ich mich nicht dazu überwunden. Ich rede mir ein, dass wir uns alle ganz ordentlich gehalten haben. Über jeden ersten Eindruck, über jeden Blick in das Gesicht eines Neuankömmlings legt sich unwillkürlich die wache Erinnerung an den Schüler von einst und wird immer stärker und bestimmender.

Viele Mediziner sind aus unserer Klasse hervorgegangen, es müssen sieben oder acht sein. Der Berufswunsch führte sie direkt in das Graue Kloster, denn nur hier wurde in Ostberlin Latein und Griechisch gelehrt, was eine gute Hilfe beim späteren Auswendiglernen von Tausenden Knochen war.

Mein bedingungsloses »Ja« zu dieser Anstalt hatte einen ganz anderen Grund, der für die angehenden Ärzte eher hinderlich war. Meine Mutter hatte mir erzählt, den Schülern würde dort aufgrund der altsprachlichen Zusatzbelastungen ein vollständiges Abiturfach erlassen, was ganz untypisch für die DDR war. Wahlweise Biologie oder Chemie. Von letzterer Disziplin hätte ich liebend gern Abschied genommen. Doch ausgerechnet in unserem Jahrgang fiel diese luxuriöse Regelung weg, denn die künftigen Mediziner hatten bisher das fehlende Fach in der Abendschule mühselig nachholen müssen. Das blieb ihnen nun erspart.

Jetzt umzingelt mich beim Klassentreffen eine unüberwindliche medizinische Übermacht. An diesem Abend wird bei Schweinebraten mit Pflaumen und Knödeln ausgiebig über Krankheiten geplaudert, über triumphale Behandlungserfolge und niederschmetternde Tiefschläge. Ich werde als eingefleischter Hypochonder mit der Überzeugung ins Bett gehen, mindestens die Keime der meisten hier besprochenen Auffälligkeiten schon in mir zu tragen. Aber nicht nur wegen des qualvollen Endes, das sich vor meinem inneren Auge gerade deutlich abzeichnet, bin ich an diesem Abend ungewohnt still.

Was könnte ich angesichts ihres täglichen Kampfes zum Beispiel gegen Krebs schon erzählen, etwa meine üblichen Anekdoten darüber wie die Schauspieler so drauf sind, die ich als Journalist manchmal interviewe? Was ich tue, kommt mir wenig ernsthaft, spiele-

risch, in jedem Fall höchst entbehrlich vor. Die anderen erscheinen mir viel erwachsener, abgeklärter und reifer als ich mich selbst je empfunden habe. Aber die Idee, ich könnte über unsere Geschichten, über die Klosterkinder und das alte Schulhaus in Berlin etwas schreiben, kommt an diesem Abend langsam auf.

3 Den nächsten Tag bringen wir dann mit heiteren Unternehmungen wie einer Kremserfahrt zu. Bevor wir uns am Abend treffen, an dem noch einige zu uns stoßen sollten, mache ich den Fehler und suche mit Jan die Sauna auf. Mein alter Freund treibt regelmäßig Sport und ist einfach beschämend gut in Schuss.

Zwei nackte Herren im Dampfbad. Ich erzähle Jan als Erstem von meinem noch ganz vagen Plan, die Geschichten der einstigen Klassenkameraden zu sammeln. Schweren Herzens müsste ich eine Auswahl unter ihnen treffen, könnte aber zugleich endlich der Frage nachgehen, warum sich der Ruf der alten klösterlichen Institution in der DDR in Andeutungen erhalten hatte. Immerhin gab es in Ostberlin an dieser Schule einen Anflug gymnasialer Atmosphäre. Mein Stolz steigerte sich damals sehr, als ich erfuhr, dass in der gesamten DDR nur noch eine Handvoll solcher Einrichtungen bestand, darunter die Schulen der berühmten Knabenchöre, der Kruzianer in Dresden und der Thomaner in Leipzig.

»Es gibt so viele Ungereimtheiten, über die wir schon damals gestolpert sind«, versuche ich Jan meine Idee zu beschreiben. »Ich müsste einige unserer Lehrer treffen. Ich könnte vielleicht die Wahrheit finden über den Rauschmiss von Mark. Er war ja nicht in unserer Klasse, aber der Schulverweis so kurz vor dem Abitur war eine Botschaft an alle.«

Auch Jan erinnert sich an diese Relegierung. Mark hatte aus eigener Kraft eine Kulturwoche für uns alle organisiert. Zum Verhängnis wurde ihm ein Begleitheft mit einem Artikel, in dem er sich seine kritischen Gedanken über die Pädagogik in der DDR machte und über eine zunehmend resignierte Jugend. Viel mehr ist weder bei Jan noch bei mir von diesem Text hängen geblieben, auch die Vorgänge von damals, die Verantwortlichkeiten und die Reaktionen sind nur noch schattenhaft in unseren Köpfen.

»Ich möchte endlich mehr über die Geschichte dieser doch irgendwie besonderen Schule erfahren und über unsere Lebenswege. Manche von uns würde ich gern besuchen, um zu sehen, wie sie heute leben. So viele Jahre nach unserem Grauen Kloster und nach der DDR, die es beide nicht mehr gibt. Selbst wenn wir es nicht wussten – auch wir sind kleine Bausteine in der Geschichte des Klosters.

Ich denke an biografische Stichproben, es werden einfach die Leute sein, die mir nahe waren, Maja zum Beispiel oder Matti. Oder die faszinierende Maggie, die ja Sängerin geworden ist.«

»Geschichten sind wichtig und unsere sind vielleicht dadurch interessant, dass jede einen Bruch hat, den wir zu verarbeiten hatten – die Wende«, sagt Jan leichthin, dann erst scheint ihm mit einer kurzen Verzögerung klar zu werden, dass auch seine Geschichte dabei sein könnte. Aber der Schweiß läuft ihm natürlich nur wegen der Sauna-Hitze über den Bauch. Jan würde niemals fragen, ob ich vorhätte, seine Geschichte zu erzählen, so gut kenne ich ihn noch.

An diesem zweiten Abend versammeln wir uns zu einem ausgedehnten Büfett im Wintergarten. Nach der Sauna und dem ersten Bier bin ich plötzlich so müde, dass ich kaum die Augen offen halten kann. Na wunderbar, mache ich mir Vorwürfe. Wenn du mit dem Kopf hier plötzlich auf die Tischplatte aufschlägst, werden sie dich unweigerlich für einen Alkoholiker halten, der den äußeren Schein mühsam bis zum zweiten Abend wahren konnte. Sammle dich, gähne nicht, lass dir nichts anmerken.

Ich konzentriere mich auf die Familienfotos, die jeder mitgebracht hat. Wir sind die letzte Generation, deren Leben nicht lückenlos visuell dokumentiert ist, während unzählige Videokassetten und Computerdateien das erste Lächeln, die ersten Schritte und ersten Worte unserer Kinder speichern. Sie werden später ihre eigenen Erinnerungen gegen unsere übermächtige Bildproduktionen verteidigen müssen. Von uns gibt es viel weniger Fotos und kaum Filmaufnahmen. Fotografiert wurde nur ausnahmsweise, bei Klassenfahrten oder Festlichkeiten.

Bevor mich die Müdigkeit endgültig übermannt, wende ich mich Birgit zu, die wir nur Biggi nannten. Ich frage sie, nun schon in eindeutiger Rechercheabsicht, wie sie eigentlich an die Schule gekommen sei.

»So wie viele von uns, durch eine Eingabe. Ich war schon abgelehnt worden, obwohl ich einen sehr guten Notendurchschnitt hatte, und bin nur durch den Kampf meiner Mutter an die Erweiterte Oberschule gekommen. Darum waren wir so etwas Besonderes: eine bunt zusammengewürfelte Truppe, viele Abgelehnte, die durch diesen Umweg doch noch an einen Abiturplatz gekommen sind.« Biggi, die das Leben so leicht nahm, dass ihre besorgte Mutter ihr »Vergnügungssucht« vorwarf, war sich schon früh sicher, dass sie Medizinerin werden wollte. Das altsprachliche Institut erschien ihr deshalb ideal. Drei Bewerber aus unserer Klasse wurden sofort zum Medizinstudium zugelassen. Biggi gehörte dazu. Die Anderen haben weiter gekämpft, und alle konnten ihren Traum schließlich verwirklichen.

Das Lernen fiel ihr immer leicht, besonders in den Naturwissenschaften, so blieb ihr genug Zeit für Clubs und Diskotheken, in denen die herzerfrischend natürliche, immer sehr modisch gekleidete Biggi ganz sicher ein Star war. Sie hat sehr früh geheiratet, nur zwei Jahre nach dem Abitur, einen in der DDR lebenden Ungarn, der wie Cat Stevens aussah und als Drucker arbeitete. Die beiden leben heute mit ihrem Sohn in einer kleinen malerischen Fachwerkstadt in Franken, wo sich Biggi in einem Bürgerforum gegen die in dieser Gegend erschreckend starken Neonazis engagiert.

Kaum jemand im Ort weiß, dass sie aus dem Osten stammt, und nach den anfänglichen Vorbehalten spricht sie nicht unbedingt von sich aus über diese Vergangenheit. Biggi hat heute eine gut gehende Zahnarztpraxis. Manchmal staunt sie über ihren Mut, in diese Selbstständigkeit gegangen zu sein.

In einer neu errichteten Siedlung oberhalb der Gemeinde ließ sie sich ein schönes geräumiges Haus bauen. In der unteren Etage richtete Biggi, vor allem für ihren Vater, ein Gästezimmer ein, in dem er aber nie schlafen wollte, weil es ihm zu dunkel und fast kellerartig erschien und ihn an sein Versteck während des Krieges erinnerte. Er konnte sich überhaupt nicht mehr in tiefer gelegenen Räumen aufhalten, im Alter sei das immer stärker geworden, sagt Biggi. Da ich in der Schulzeit manchmal bei ihr war, kannte ich ihren Vater. Er war ein freundlicher, umgänglicher und zurückhaltender Mann. Für die Nazis galt er als »Halbjude«, ein großer Teil seiner Familie ist